

Manfred Keller

Aufbruch statt Abbruch: Erweiterte Nutzung von Kirchen

Vortrag im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Ökumenische Impulse“,
Fortsetzung und Schluss

3. Erweiterte Nutzung von Kirchen – Konzept und Beispiele

Erhaltung oder Abriss von Kirchen, Abbruch oder Aufbruch: diese Frage stellt sich heute im Blick auf zahlreiche Kirchen. Wie können die vielen und oft viel zu großen Kirchen erhalten und sinnvoll genutzt werden? Manche Kirchenvorstände träumen von einer Nutzung ihrer Kirche als Konzerthalle, Kunstgalerie oder Kulturzentrum. Die Gremien müssen allerdings bedenken, dass oft ein Überangebot an kulturellen Veranstaltungsorten für alle Sparten besteht und dass sich ehemalige Industriebauten längst als attraktive Räume für kulturelle Nutzung anbieten. – Was tun? Also doch Umnutzung – für Supermärkte, Gaststätten und Diskotheken – oder Abbruch? Erfreulicherweise beschreiten nicht wenige Gemeinden einen dritten Weg und gehen auf das Konzept der Erweiterten Nutzung zu.

Im Unterschied zur Umnutzung ist die Erweiterte Nutzung der Versuch, die widmungsgemäße Bestimmung einer Kirche mit weiteren Möglichkeiten der Nutzung zu verbinden. Das Ziel: Kirchen sollen Kirchen bleiben, Orte des Gottesdienstes, Räume der Besinnung und Ermutigung. Aber sie werden geöffnet für eine Vielzahl weiterer Nutzungen. Praktiziert werden sowohl rein kirchengemeindliche Nutzungserweiterungen als auch Formen der Mitnutzung – und Mitfinanzierung! – durch nichtkirchliche Partner. Genau dies geschieht in Einzelfällen schon, und das nicht erst heute, sondern da und dort schon seit gestern, genauer seit dem Anfang der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

3.1. Großkirchen in Berlin, München und Nürnberg

3.1.1. Berlin-Kreuzberg:

Offen für Christen- und Bürgergemeinde

Eines der spektakulärsten Projekte dieser Art ist die Nutzungserweiterung der Kirche „Zum Heiligen Kreuz“ in Berlin-Kreuzberg. Sie zählt mit ursprünglich 1500 Plätzen zu den größten Sakralbauten Berlins, errichtet in den Jahren 1885 bis 1888 für eine Gemeinde mit 30000 Mitgliedern. Beim Wiederaufbau des im Zweiten Weltkrieg beschädigten Gebäudes hatte man die Anzahl der Sitzplätze bereits auf 800 reduziert. Zwischen 1991 bis 1995 wurde die Kirche zu einem Gemeinde- und Kulturzentrum für den gesamten Stadtteil umgebaut, offen für Christen- und Bürgergemeinde. Voraussetzung war die Kooperation von Kirche und Stadt.

Hervorzuheben sind die optimale Raumnutzung (u. a. durch den Ausbau des Dachgeschosses zu einer Bürolandschaft) und die konsequente Umsetzung ökologischer Erkenntnisse (mit Qualifizierungsmöglichkeiten für mehr als 300 Langzeitarbeitslose). Neben einem zentralen Saal mit bis zu 500 Plätzen gibt es zahlreiche Veranstaltungsräume unterschiedlicher Größe. Die Kirche erfährt an sieben Tagen in der Woche von morgens bis spät abends eine intensive Nutzung, in deren Mittelpunkt nach wie vor der Gottesdienst steht, der im Chor gefeiert wird. Ein Drittel aller Veranstaltungen ist kommerzieller Art, wobei die Koordination durch ein professionelles Kulturmanagement erfolgt. Das Spektrum der Veranstaltungen reicht von Konzerten und Ausstellungen über Seminare und Tagungen bis hin zu Vereins- und Betriebsversammlungen, Empfängen und Feiern. In diesem Zusammenhang ein Wort zur Finanzierung: Die

gesamten Instandsetzungs- und Umbaukosten betragen 11,5 Mill. DM. Davon wurden aus kirchlichen Mitteln rund 7 Mill. DM aufgebracht. Die Betriebskosten in Höhe von heute etwa 20000 € müssen zunächst von der Kirchengemeinde aufgebracht werden, die nach wie vor Eigentümerin der Kirche ist. Sie werden durch Einnahmen aus Vermietung refinanziert.

3.1.2. München und Nürnberg:

Innerkirchliche Nutzungserweiterung

Während Kreuzberg ein frühes Beispiel der Öffnung einer Kirche auch für die Kommune und gesellschaftliche Gruppen ist, seien im Folgenden zwei ebenfalls frühe Beispiele von innerkirchlicher Nutzungserweiterung vorgestellt, die St. Johannes-Kirche in München-Haidhausen und die Gustav-Adolf-Gedächtniskirche in Nürnberg-Lichtenhof. Diese beiden monumentalen Stadteilkirchen aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurden in den 80er Jahren für eine erweiterte Nutzung umgebaut. Die Größe der Gebäude erwies sich dabei als Chance, das jeweilige Gemeindehaus aufzugeben und nach der Devise „Alle(s) unter einem Dach“ die gesamte Gemeindegemeinschaft in der Kirche zu konzentrieren.

Baulich ging man in München-Haidhausen und in Nürnberg-Lichtenhof unterschiedliche Wege. Beim Umbau der St. Johanneskirche in den Jahren 1982/83 nahmen die Architekten keine Eingriffe in die Raumstruktur vor, so dass der Gottesdienstraum voll erhalten blieb. Sie beschränkten sich darauf, den Raum unter und auf den Emporen durch Einbau von Glaselementen neu zu bestimmen. Im Erdgeschoss entstanden Gemeinderäume unterschiedlicher Größe, die Empore über dem Eingang wandelte sich zu einem Festsaal mit Platz für Konzerte und Ausstellungen. Davon profitiert der gesamte Stadtteil.

In Nürnberg-Lichtenhof wurde die erweiterte Nutzung in den Jahren 1988–1990 baulich durch eine „Haus-in-Haus“-Lösung ermöglicht. Der Chor und Teile des Langhauses blieben für den Gottesdienst unverändert erhalten. Im übrigen Langhaus schufen die Architekten einen dreigeschossigen Gemeindehaus-Einbau, den sie zusätzlich unterkellerten. Der Keller und eine Hälfte

des Erdgeschosses, separat zugänglich, gehören der Jugend: Unten darf es auch laut zugehen (Disco, Spiele, handwerkliche Arbeiten), oben bieten das Jugendcafé und das Foyer Treffpunkte. Die andere Hälfte im Erdgeschoss ist für junge Familien eingerichtet (Krabbelgruppen, Elterntreff). In den beiden oberen Etagen befinden sich Gruppenräume, Büros und ein Gemeindegeminschaftssaal mit 200 Plätzen. Das großzügige Raumangebot wird auch von gesamtkirchlichen Gremien und der regionalen Erwachsenenbildung sowie für kulturelle Angebote gern genutzt.

3.2. Stadteilkirchen im Ruhrgebiet

Abschließend sei auf zwei Beispiele aus dem Ruhrgebiet hingewiesen. Es handelt sich um relativ bescheidene Stadteilkirchen aus den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts in Bochum-Stahlhausen und im Dortmunder Norden.

3.2.1. Friedenskirche Bochum-Stahlhausen

Stahlhausen ist ein Ortsteil der Bochumer Weststadt, geprägt durch die Schwerindustrie. Der Stadtteil ist heute gekennzeichnet durch einen hohen Anteil ausländischer Einwohner. Neben einem bestehenden Gemeindehaus mit Kirchsaal wurde 1965/68 die neue Friedenskirche (als Ersatz für einen im Krieg vollständig zerstörten Gründerzeitbau) errichtet. Der Rückgang der Gemeindegliederzahl und die finanzielle Situation machten es in den 90er Jahren erforderlich, entweder die Kirche aufzugeben oder das Gemeindehaus. Die Kirchengemeinde Bochum schloss einen langfristigen Pachtvertrag für das Gemeindehaus und bekam aufgrund dieses Vertrags einen Kredit, mit dem sie den Umbau der Friedenskirche zum Gemeindezentrum finanzierte.

Zentrale Maßnahme des Umbaus war die Einrichtung eines Gemeindegeminschaftssaals unter der Orgelempore. Die Abtrennung vom Kirchenraum erfolgte über Glaselemente und Paravents aus Edelstahlgewebe in drei freistehenden Stahlrahmen. Diese wirken – je nach Beleuchtungssituation – transparent oder undurchsichtig. Dadurch lassen sich Kirche und Gemeindegeminschaft in unterschiedliche Beziehungen zueinander setzen. Im Kirchenraum wurde ein Teil der Bänke im

rechten Winkel gedreht und die Anzahl der Plätze reduziert. Der Taufstein erhielt einen neuen Platz in der Sichtachse vom Eingang über den Altar zum Kreuz. Durch den großzügigen Freiraum zwischen den Bankblöcken kann die Taufhandlung inmitten der Gemeinde stattfinden. Die Podestfläche unter dem Altar ist entfernt worden. Dadurch rückte der Altar näher zur Gemeinde. In der Kirche finden nach der Neugestaltung neben den Gottesdiensten auch Konzert- und Kulturveranstaltungen statt.

Der Gemeindesaal bietet Platz für 50 bis 80 Personen, eignet sich zum Gespräch nach dem Gottesdienst, für Gruppenzusammenkünfte, für Bildungsveranstaltungen und für Feste. Küche und WC-Anlagen konnten in vorhandenen Nebenräumen untergebracht werden. Der „Umzug“ in die Kirche wird von der Gemeinde als belebend für die kirchliche Arbeit empfunden. Der Nutzer des ehemaligen Gemeindehauses hat signalisiert, dass er seinen auf 10 Jahre geschlossenen Mietvertrag verlängern wird. Damit eröffnet sich der Kirchengemeinde nach Tilgung des Kredits ein größerer finanzieller Spielraum.

3.2.2. Lutherkirche im Dortmunder Norden

Das zweite Beispiel, die Lutherkirche am Dortmunder Hoeschpark, ist ein Kirchenumbau, der eine doppelte Öffnung der Kirche erlaubt: eine Öffnung für Christengemeinde und Bürgergemeinde. Eine Nutzungspartnerschaft – d.h. die gemeinsame Nutzung einer Kirche mit der Kommune oder mit zivilgesellschaftlichen Einrichtungen – beschert der Kirchengemeinde nicht nur (Miet-)Einnahmen, sondern auch neue Kontakte, neue Ideen und personelle Ressourcen für die Gemeindegemeinschaft. Diese Möglichkeit ist in der Dortmunder Lutherkirche gegeben. Die 1963 gebaute Kirche ist ein Ersatzbau für die im Krieg zerstörte Vorgängerkirche, von der lediglich der Turm als Mahnmahl in die Neukonzeption einbezogen wurde. Um die Unterhaltungskosten zu reduzieren, sollte das Gemeindezentrum in die Raumhülle des Kirchenbaus integriert werden. Ein weiteres Ziel war die Öffnung der Kirche zur Umgebung. Dies auf dem Hintergrund, dass Kirchen in ihrer Geschichte vor und nach der Industrialisie-

rung immer mehr als bloß „Kirche“ gewesen sind.

Das Entwurfskonzept stellt eine „Haus-im-Haus-Lösung“ dar. Der Architekt hat nur geringe Eingriffe in die vorhandene Bausubstanz vorgenommen, insbesondere im Blick auf die äußere Erscheinung. Damit das Raumvolumen, die Wände, die großzügigen Fenster und die Dachkonstruktion der 60er-Jahre-Kirche erlebbar bleiben, setzt er ein eingeschossiges „Haus“ aus einer Stahlskelettkonstruktion mit Glasfassaden in den vorhandenen Bau. Die Flächen zwischen den Umfassungsmauern und diesem „Haus-im-Haus“ dienen als „innere Straßen“. Außen an der Frontseite ist der ehemalige Windfang durch ein Treppenhaus mit Aufzug zu einem „Portikus“ entwickelt worden; auf der Rückseite des Gebäudes dient eine Stahltreppe als zweiter Rettungsweg.

Der Gottesdienstraum liegt nun im Obergeschoss, gleichsam auf dem Dach des in die Kirche eingestellten Hauses. Dieser Raum erhält eine Zentrierung mit zusätzlichem Licht durch eine neue Öffnung zwischen den Stahlbetonbalken im Dach. Die neue Lichtquelle bestimmt auch den Ort des Altars. Die gesamte Fläche ist durch die variable Bestuhlung für unterschiedliche Formen des Gottesdienstes und für Musikveranstaltungen nutzbar. Die erhebliche Flächenreduzierung durch Aufgabe des Gemeindehauses hat übrigens nicht zu einer Einschränkung der Gemeindegemeinschaft geführt, sondern zu einer stärkeren Verknüpfung von Gottesdienst und Gemeindeleben.

3.3. Kirchen öffnen und erhalten – Werkstatt auf Zeit

Das Bewusstsein, dass viele Kirchen von Schließung bedroht sind, wächst. Initiativen entstehen, die sich der Erhaltung einzelner Kirchengebäude widmen. Viele Fördervereine und Stiftungen werden nicht nur von Kirchenmitgliedern, sondern auch von der nichtkirchlichen Öffentlichkeit getragen. Kirchliche Gremien und Ämter aber reagieren zögerlich, langfristige Handlungsstrategien fehlen weithin. Angesichts dieser Situation hat die Evangelische Akademikerkirche in Deutschland (EAd) auf Bundesebene den Arbeitskreis „Kirchen öffnen und erhalten“ gebildet, der sich den vielfälti-

gen Aspekten der Erweiterten Nutzung von Kirchen widmet, angefangen von der Entwicklung inhaltlicher Konzepte über Fragen der Wirtschaftlichkeit bis zur Reflexion der Steuerungsprozesse. Wie das im Einzelnen aussehen kann, welche Akteure zusammenarbeiten müssen, spiegelt die Dokumentation eines Evangelischen Hochschuldialogs, den der Arbeitskreis im Februar 2008 an der Bauhaus-Universität Weimar durchführte. (Manfred Keller/Kerstin Vogel (Hg.), *Erweiterte Nutzung von Kirchen – Modell mit Zukunft*, Münster 2008, 272 S., 24,90 €, br., ISBN 978-3-8258-1389-5) Das „Weimarer Votum“ bündelt den Ertrag der Tagung: Bedrohte Kirchengebäude haben eine Chance: Die Erweiterte Nutzung ist ein Modell mit Zukunft.

Gegenwärtig bemüht sich der Arbeitskreis um die Einrichtung einer „Werkstatt auf Zeit“ als Anlauf-, Informations- und Beratungsstelle für alle, die sich in Kirche und Kommune mit der Zukunft bedrohter Kirchengebäude beschäftigen. In Seminaren und Workshops könnten Modelle der Nutzungserweiterung diskutiert sowie der Austausch und die gegenseitige Unterstützung organisiert werden. Der Kontakt mit kommunalen und staatlichen Stellen hätte hier ebenfalls seinen Ort. Er setzt voraus, dass die kirchlichen Partner zuvor ihre eigenen Perspektiven entwickelt und ihre „Hausaufgaben“ gemacht haben. Den räumlichen Rahmen für die „Werkstatt auf Zeit“, die als Netzwerk zu strukturieren wäre, sollten Kirchengebäude bilden, die von Schließung bedroht oder betroffen sind.

Schlussbemerkung

Die Haushaltslage vieler Landeskirchen und Diözesen ist besorgniserregend. Die Diözese Essen schließt aus finanziellen Gründen 96 Kirchen. 73 dieser 96 Kirchen stammen aus den 50er bis 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Da läuft eine ganze Epoche der Kirchbaugeschichte Gefahr, ausgelöscht zu werden – mit der Folge, dass Stadtteile und Siedlungen wesentliche Zeichen ihrer Identität verlieren. Was sich im Ruhrgebiet ereignet, kann das Vorspiel einer gesamtdeutschen Entwicklung sein.

Niemand wird die Konflikte in kirchlichen Leitungsgremien unterschätzen, die sich er-

geben aus der Abwägung zwischen der Verantwortung für die inhaltliche Arbeit (und die Arbeitsplätze kirchlicher Mitarbeiter) auf der einen Seite, und für die Erhaltung des Baubestands auf der anderen Seite. Mir scheint aber wichtig, dass die kirchlichen Entscheidungsgremien durch Unterstützung von außen darin bestärkt werden, Kirchen nicht in erster Linie unter finanziellen Gesichtspunkten zu sehen. Kirchen besitzen einen Symbolwert als Orte der Begegnung mit Gott und einen Identitätswert als Bestandteil der Geschichte – sowohl des einzelnen Menschen als auch menschlicher Gemeinschaften. Kirchengebäude sind kulturelles Allgemeingut und öffentliches Erbe. Deshalb sollten sie nicht entwidmet und geschlossen, sondern geöffnet und – in finanziell schwierigen Zeiten – einer Erweiterten Nutzung zugeführt werden. Darin liegen Chancen für Kirche und Gesellschaft. Diese Chancen gilt es zu nutzen, bevor der zunehmende Finanzdruck kreatives Nachdenken erstickt.

(Diesem Heft sind vier Farbseiten beigegeben, auf denen exemplarisch die Erweiterte Nutzung von Kirchen aus den Epochen des Historismus bis zur Moderne veranschaulicht wird.

Bildnachweis: Fotos und Grundriss der Kirche zum Heiligen Kreuz in Berlin-Kreuzberg: Evangelische Kirchengemeinde Heiligkreuz, Berlin. – Foto und Grundrisse der Gustv-Adolf-Gedächtniskirche in Nürnberg-Lichtenhof: Ausstellung „Kirchen öffnen und erhalten“ (Stattbau Berlin / Evangelische Stadtakademie Bochum) –

Fotos der St.-Johannes-Kirche in München-Haidhausen: www.stjohannes.de und Schwebel, Horst / Ludwig, Matthias, *Kirchen in der Stadt*, Band 2, 1996. – Fotos und Grundriss der Friedenskirche Bochum-Stahlhausen: SOAN Architekten Gido Hülsmann und Dirk Boländer, Bochum/Warburg. – Fotos und Grundrisse der Lutherkirche Dortmund: Architekt Prof. Bernhard Hirche, Hamburg.

Die Farbbeilage wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Initiative „Kirchen öffnen und erhalten“ sowie der Architekten Dirk Boländer (Warburg), Prof. Bernhard Hirche (Hamburg) und Gido Hülsmann (Bochum).

Als Arbeitshilfe für alle, die an der Konzeptentwicklung zur Erweiterten Nutzung des „eigenen“ Kirchengebäudes interessiert sind, ist soeben erschienen:

Joachim Gallhoff, *Erweiterte Nutzung von Kirchen – Konzeption und Wirtschaftlichkeit. Arbeitshilfen und Materialien der Initiative „Kirchen öffnen und erhalten“*, hg. von Manfred Keller, Heft 1, Bochum 2009.

Das Arbeitsheft ist gegen eine Schutzgebühr von 6,40 € (zzgl. Versandkosten) zu beziehen bei: Initiative „Kirchen öffnen und erhalten“, p.A. Architekt Dipl.-Ing. Joachim Gallhoff, Papenberg 3, 45529 Hattingen, Tel. (0 23 24) 5 94 48 50, E-Mail: joachim.gallhoff@gmx.de.

Die Initiative „Kirchen öffnen und erhalten“ ist ein Projekt des Evangelischen Forums Westfalen und der Evangelischen Akademikerschaft in Deutschland

(EAiD), das dazu helfen will, möglichst viele Kirchen durch Erweiterte Nutzung zu erhalten. Die Angebote der Initiative „Kirchen öffnen und erhalten“ (u. a. eine Wanderausstellung) wenden sich insbesondere an Kirchengemeinden sowie öffentliche Foren, können aber grundsätzlich von allen Interessierten genutzt werden. Projektleitung: Dr. Manfred Keller, Im Ostholz 39, 44879 Bochum, Tel. (02 34) 43 05 05, E-Mail: emkeller@arcor.de.

Axel Denecke

Märchen und Bibel im Gespräch

Hans mein Igel, oder: Auf der Suche nach dem verlorenen Vater

Biblicher Text: „Der verlorene Sohn“

Lukas 15, 11–32

I. „Hans mein Igel“ – mit wachen Augen hinterm Ofen

„Hans mein Igel“ heißt dieses Märchen. Der Titel sagt bereits alles. Wie in jedem Märchen sind äußere Merkmale deutliche Hinweise auf einen tieferen, inneren Sachverhalt. „Hans mein Igel“! – Einen Igel kann man nur schwer anfassen. Man kann ihn gar nicht anfassen, wenn er seine Stacheln ausstreckt und sich aus Notwehr einigelt. Bei Angriffen von außen muss er sich auch einigeln, denn er ist sehr verletzlich, hat eine zarte, ungeschützte Unterseite. Man sieht sie nur nicht gleich. Und er hat keine Angriffswaffen, aggressiv ist er nur in Notwehr. Im Grunde ist er ein sehr friedliches Tier, mit flinken, spitzbübischen Augen. Mit ihnen beobachtet er aus seiner Igelperspektive die Welt um sich herum.

Hans mein Igel. Solch ein Mensch muss der Hans gewesen sein. Wir sagen ja auch im übertragenen Sinn. „Er igelt sich ein“ „Er zeigt seine Stacheln“ „Er wirkt immer so widerborstig“. Doch warum ist er so? Haben wir schon einmal seine Unterseite gesehen, die zarte, weiche, verletzliche? Oder beim Menschen: Die Innenseite?

Der Hans ist zum Igel abgestempelt. Der Vater wünschte sich sehnsüchtig ein Kind, einen Sohn „und sollte es ein Igel sein“. Das braucht er zu seinem Ansehen im Dorf. Und dann war der Sohn ein Igel, wie ein Igel. Anders als er es sich wünschte. Widerborstig ist er, igelig. Der

Vater lehnt seinen Sohn ab. Beide haben sich nichts zu sagen. Der Sohn kann noch nicht, der Vater will nicht. Eben so, wie das oft so im Leben ist – zwischen Vater und Sohn. Mag auch sein, dass der Sohn ganz offen so ist, wie der Vater heimlich ist, sich aber nicht einzugestehen traut. Ein Mann, der seine Stacheln – damit sie keiner sieht – nach innen gekehrt hat, masochistisch. Und der Sohn zeigt sie ungeniert nach außen. So lehnt er sich in seinem Sohn selbst ab. – Wie auch immer, auf jeden Fall schämt er sich seines Sohnes und will ihn los werden.

Und – ach ja, die Mutter. Sie spielt in diesen Märchen keine Rolle, um die geht's hier nicht. Um Vater und Sohn geht's, darum, wie der Sohn um den Vater wirbt, ein Leben lang, und wie er am Ende – doch das ist noch lang hin – den verlorenen Vater heim führt, ihn befreit von seinen nach innen gekehrten Igelstacheln, befreit zu echter Partnerschaft.

Zunächst wird Hans mein Igel abgeschoben und abgestempelt. „Du bist widerborstig“ „Du zeigst immer nur deine Stacheln“ „Du bist wie ein Igel“. Und wenn der eigene Vater das sagt, dann übernehmen es die anderen umso schneller. Das ist dann wie ein Fluch, der Fluch der Vorurteile. Das Fatale dabei, man übernimmt mit der Zeit die Rolle, auf die man festgelegt wird. Man wird wirklich wie ein Igel, versteckt sich hinter dem Ofen und rollt sich ein wie eine Stahlkugel, unangreifbar. Wie sollen denn die